

Allgemeine Wochen-Zeitung

Nr 47.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Frau von Berrue.

Erzählung.

(Beschluß.)

Victor Amadeus mußte am 15. October die Ständerversammlung in Chambéry eröffnen und zum erstenmale seit vielen Jahren weigerte sich die Gräfin ihn zu begleiten, indem sie Schmerzen und Unwohlsein in Folge der Vergiftung vorschützte. Die Liebenden besitzen jenen feinen geheimen Instinkt, der sie, wenn auch undeutlich, vor den Leiden und Uebeln warnt, welche die Zukunft ihnen bereitet. Ohne noch deutlich zu erkennen, was in dem Herzen seiner Geliebten vorgegangen war, bemerkte der Herzog doch tausend kleine Veränderungen in dem Wesen, in den Worten, selbst in dem Tone der Stimme der Frau von Berrue, denn es geht ebenso eine allgemeine Umwandlung in der Person vor, von welcher die Liebe entflieht, wie in jener, in welche sie herrschend einzieht. Der Fürst reisete allein nach Chambéry mit betrübtem Herzen und mit dem Gedanken, er würde Johanna von Lynnes nie wieder sehen. Die Gräfin war ihm gleichwohl in dem Augenblicke der Trennung so ruhig vorgekommen, daß er der Besorgniß nicht glauben wollte, die sie nicht theilte, und er sich bemühet, die düstern Ahnungen zu vertreiben.

An dem bezeichneten Tage kam der Chevalier von Lynnes sehr früh in dem Palaste an und ließ sich in die Gemächer seiner Schwester führen. Er fand sie be-

reits in Reisekleidern und mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt.

„Du hältst Wort,“ sagte die Gräfin zu ihm, als sie ihn umarmt hatte; „wir versäumen keine Zeit. Meine Frauen habe ich in die Kirche geschickt. In einer Stunde müssen wir im Wagen sitzen.“

— „Hast Du eine große Summe Geld zum Mitnehmen?“ fragte der Chevalier.

„Ich habe dreißigtausend Livres in Gold zur Reise.“

— „Und wovon willst Du in Paris leben?“

„Auch daran habe ich gedacht. Ich nehme so wenig als möglich von dem mit, was Se. Hoheit mir gegeben hat. Dieses Kästchen enthält einige Juwelen, die ich verkaufen werde und der Erlös wird hinreichen, um mich in einem Kloster unterzubringen.“

— „Was?“ Du willst das Klosterleben dem Glanze einer Favoritin vorziehen? Wirklich, ich glaube, Dein Verstand hat gelitten.“

„Sähest Du es lieber,“ entgegnete die Gräfin mit blitzenden Augen, „daß ich noch drei Monate hier bliebe und mich dann in den Fluß stürzte?“

— „Wahrhaftig, Johanna, ich begreife Dich nicht. Ich würde bereitwillig der Liebhaber einer Königin sein, wenn sie mir auch nicht eben sehr gefiele.“

Johanna von Lynnes zuckte die Achseln.

— „Wirfst Du nicht wenigstens einen Brief an den Herzog zurücklassen?“ fragte der Chevalier.

Die Gräfin erröthete, denn es liegt doch etwas Schmachvolles in der Undankbarkeit.

„Ich habe zehnmal die Feder ergriffen, um an ihn zu schreiben,“ antwortete sie. „Ich fühle für ihn noch immer hohe Freundschaft, ich schwöre Dir es zu, aber der Muth verläßt mich bei dem Gedanken, ihm das Herz zu zerreißen.“

— „Du willst ihm also aus zu großer Bärtlichkeit diesen tödtlichen Streich mit noch mehr Grausamkeit versetzen, ohne zu versuchen, ihn zu mildern? Das ist schrecklich, Johanna. Sei barmherzig; schreibe ein Briefchen.“

Die Frau von Berrue setzte sich an einen Tisch und tauchte die Feder in die Tinte. Kaum aber hatte sie die erste Zeile geschrieben, als ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

„Es ist unmöglich!“ sprach sie, indem sie aufstand. „Ich würde nicht fortkommen, wenn ich ihm sagen wollte, wie schwer es mir wird, ihn zu betrüben.“

— „Nun, es wäre auch kein großes Unglück, wenn Du hier bliebest,“ meinte der Herr von Luyneß.

„Wenn mein Opfer fortgesetzt werden müßte, würde ich nicht zögern, dasselbe zu bringen,“ entgegnete die Gräfin; „aber ich habe es Dir bereits gesagt: in drei Monaten würde ich todt sein. Bruder, gieb mir den Arm und laß uns aufbrechen.“

Die Frau von Berrue zog ihren Bruder mit sich fort. Ein Wagen erwartete sie draußen vor dem Schlosse und nach einigen Minuten fuhr Johanna von Luyneß aus Turin hinaus.

Es gab damals nur einen fahrbaren Weg nach Frankreich zu, den, welchem der Herzog von Savoyen nach Chambery gefolgt war. Unsere Reisenden mußten nothwendig auf demselben hinfahren bis Aix, um sich sodann nach dem Canton Genf über Annecy zu wenden und sich dann nach Lyon begeben. Der Herzog hatte, da er seine Besorgnisse nicht beherrschen konnte, seine Eröffnungsrede schnell gehalten und die Geschäfte drei Tage früher als gewöhnlich zu Ende gebracht. Er ließ seine Minister in Chambery und setzte sich mit einem kleinem Gefolge wieder in den Wagen, um früher nach Turin zurückzukommen. Die Liebe und die Ungeduld, die aus seinen Worten sprachen, gaben seinen Equipagen Flügel.

Die Gräfin und ihr Bruder fuhren eben durch Aix, als plötzlich ihr Wagen durch einen Courier des Herzogs angehalten wurde. Die Frau von Berrue hörte ihn rufen: „Platz für den Herzog von Savoyen!“

„Wir sind verloren!“ rief der Chevalier von Luyneß; „da kommt der Fürst!“

— „Beunruhige Dich nicht,“ entgegnete die Gräfin, indem sie sich im Wagen unter die Füße ihres Bruders niederkauerte. „Der Herzog kennt Dich nicht.“

Der Fürst sah aus dem Wagen hinaus, und weil er in dem Gesicht des Herrn von Luyneß entweder etwas Geheimnißvolles oder Aengstliches bemerkte, oder weil ihm die Aehnlichkeit desselben mit der Gräfin von Berrue auffiel, ließ er anhalten, ohne eigentlich recht zu wissen warum. Der erste Stallmeister und der Gardencapitain erschienen zu Pferde, um seine Befehle zu empfangen, Se. Majestät befahl aber nach einiger Zögerung, schnell weiter zu fahren.

Als die Frau von Berrue ihren Platz neben ihrem Bruder wieder einnahm, bemerkte sie noch die letzten Staubwolken, welche die Pferde der Bedeckung aufgewühlt hatten.

„Gott sei Dank!“ sagte sie; „er hat mich nicht gesehen.“

— „Du hast ein Marmorherz,“ entgegnete der Chevalier.

Vier Stunden später hatte die Gräfin die Grenze Savoyens überschritten, um nie wieder dahin zurückzukehren.

S.

Seit ungefähr zwei Monaten lebte die Frau von Berrue unbekannt und sehr zurückgezogen in Paris in einem Kloster, wo Niemand von den Luyneß oder den Chevreuse sie sah, als eines Morgens der Herr von Bernon, Gesandter des Königs von Piemont bei dem französischen Hofe, sie zu sprechen verlangte und ihr folgendes Schreiben übergab.

„Mein lieber Bernon,

„Ich wende mich an Euch wegen meiner traurigen Liebesangelegenheit, denn die Frau Gräfin von Berrue hat es für nöthig gefunden, mich zu verlassen, ohne mich durch irgend ein Schreiben von ihrem Entschlusse zu benachrichtigen. Sie wollte mir ihre Flucht ohne Zweifel noch schmerzlicher machen und Ihr möget ihr sagen, daß ihr dieß vollkommen gelungen sei.

„Nach Empfang dieses Schreibens werdet Ihr die Gräfin in Paris so lange aufsuchen, bis Ihr sie gefunden habt. Kennt Ihr den Ort ihres Aufenthaltes, so besucht sie und überbringt ihr den Rest ihrer Juwelen, die sie in seltsamem Scrupel zurückgelassen hat, der mich sowohl ihret- als meinethwegen betrübt. In kurzem

werde ich Euch die Summe von acht Millionen Liv. auf die Banken in Paris übersenden. Diese werdet Ihr der Frau von Berrue übergeben. Es ist dies der Werth der Güter, die sie von mir annahm, als sie mich liebte, und die ich habe verkaufen lassen. Ich darf sie weder zurücknehmen, noch fürchten, die Frau Gräfin sei in mislichen Umständen; noch viel weniger mag ich einer andern geben, was sie von mir erhalten hat, da ich niemals eine andere Geliebte haben werde.

„Wenn Ihr in meinem Namen mit der Ungetreuen sprecht, so sagt ihr, daß ich sie nicht durch Gewalt zurückgehalten haben würde, wenn sie mir ihren Wunsch, mich zu verlassen, mitgetheilt hätte. Setzt auch hinzu, daß ich ihr den Schmerz verzeihe, den sie mir bereitet hat, und daß ich wünsche, sie möge niemals Reue wegen ihrer Undankbarkeit fühlen.

„Ich bitte Gott, mein lieber Vernon, daß er Euch in seinen gnädigen Schutz nehme.

„Victor Amadeus II.“

Turin, d. . . Decbr. 1699.

Der Herr von Vernon war ein in allen Stücken äußerst pünktlicher Mann, der etwas sehr Würdiges besaß, das ganz zu der Stelle eines Gesandten paßte.

„Gnädige Frau,“ sagte er, als der Brief gelesen war, „ich habe Euch den Brief selbst gezeigt damit Ihr Kenntniß von den Summen nehmen möget, die Ihr von Sr. Hoheit dem Herzoge von Savoyen zu empfangen habt.“

Der Herr von Vernon bedeckte sich sodann, um im Namen des Fürsten zu sprechen und setzte im ernstlichen Tone hinzu: —

„Gnädige Frau, wenn Ihr dem Könige, meinem Herrn, Euern Wunsch, ihn zu verlassen, mitgetheilt hättet, würde er Euch nicht durch Gewalt zurückgehalten haben. Er verzeihet Euch den Schmerz, den Ihr ihm bereitet habt und wünschet, Ihr möchtet niemals Reue wegen Euerer Undankbarkeit fühlen.“

Als dies geschehen war, verbeugte sich der Gesandte und entfernte sich, ohne etwas den Worten Victors Amadeus hinzuzufügen.

Die Frau von Berrue hatte anfangs bei der Trennung von dem Herzoge die Absicht gehabt, ihre Tage in dem Kloster zu verbringen, und es würde dies auch sicherlich ohne die außerordentliche Freigebigkeit des Herzogs von Savoyen geschehen sein. Mit einem Vermögen von acht Millionen Liv. konnte sie nicht wohl in dem Kloster bleiben. Sie verließ es deshalb und sie that wohl daran.

Das beste Mittel, Freunde zu erhalten, ist, reich zu sein und offene Tafel zu halten. Die Frau von Berrue, die aus der großen Welt ausgestoßen war, mochte auch die Leute von schlechtem Rufe nicht bei sich sehen, die immer bereit sind, bei denen sich einzufinden, die keine gute Gesellschaft haben können. Mit der Zeit aber, mit Geduld und bedeutenden Kosten triumphirte die Gräfin allmählig über alle Schwierigkeiten. Sie hatte so prachtvolle Zimmer, daß die Leute durch die Neugier getrieben wurden, sie zu sehen. Sie brachte ein Cabinet von werthvollen Gemälden zusammen, das bald berühmt wurde, denn sie wendete jährlich 100,000 Livres darauf*). Die Chevreuse fanden sich zuerst wieder bei ihr ein; sie brachten dann ihre Freunde mit und endlich folgte der ganze Hof.

Aus den Memoiren aus jeder Zeit ersieht man, daß sie einzig und allein an die Vergnügungen dachte und keinen Augenblick sich mit Sorgen tragen wollte. Sie ersann jeden Morgen neue Unterhaltungen für sich und ihre Freunde und dieser Rausch von Vergnügungen endete vor ihrem Tode nicht. Obgleich sie nicht Zeit hatte, in diesen ununterbrochenen Freudenfesten zu lesen, so zählte ihre ganz aus Romanen und Bühnenstücken bestehende Bibliothek doch nicht weniger als vierzigtausend Bände, die sie zusammenkaufte, weil, wie sie sagte, die Buchhändler auch leben wollten. Anfangs empfing sie mehr Gutschmecker als Schöngeister, endlich aber traf sie strengere Auswahl und in den letzten Jahren sah man an ihrem Tische nur Dichter und Philosophen, die sie liebte und begünstigte wie eine Königin. Ihr Liebhaber soll der Herr von LaFaye gewesen sein, dem Voltaire den Namen des französischen Horaz gab.

Wenn sie wirklich Bedauern empfand über ihre Undankbarkeit gegen den Herzog von Savoyen, so verhüllte sie dasselbe doch vollkommen unter lärmender Freude; seufzen hat sie in dieser Zeit Niemand gesehen. Sie wußte, daß ihr Geliebter untröstlich geblieben war. Sie wußte auch, daß die Tochter, die sie ihm gelassen, sich mit dem Fürsten von Carignan vermählt hatte, daß diese ihre Tochter durch diese Heirath Königin von Piemont werden würde, wenn der Vater den Sohn verlieren sollte. Die seltsame Abdankung dieses Fürsten und seine Zurückgezogenheit wurde seinem Kummer zugeschrieben. Die Frau von Berrue erfuhr alles dies und dennoch blieb sie gleichgiltig. Sie hatte in ihrer

*) Geschichtliche Wahrheit.

Jugend Leid und Kummer genug gehabt und widmete ihr Ende den Vergnügungen.

Vor der Abdankung Victors Amadeus erkundigte sich die Frau von Berrue mit einemale sehr angelegentlich, wie es ihren Kindern in Turin ergehe. Sie ersuchte den Gesandten von Piemont ihr Nachricht zu geben. Man antwortete ihr, daß man es ihr nicht versagen würde, die Kinder zu küssen, wenn sie ein Mutterherz habe. Sie kamen wirklich nach Paris und die Gräfin erfuhr, daß der Fürst ihnen anempfohlen hatte, die größte Ehrerbietigkeit gegen sie zu zeigen. Die Fürstin von Carignan besonders liebkosete ihre Mutter sehr und erzählte ihr viel von der Liebe ihres Vaters. Die Gräfin hätte wohl von der romanhaften Anhänglichkeit des Herzogs gerührt werden können, aber sie zog absichtlich ihre Gedanken davon ab. Die Vergnügungen wurden ihre zweite Natur.

Ihre Grabschrift, die sie sich selbst verfaßte, zeigt, wie weit sie ihre Sucht trieb, für eine Philosophin gehalten zu werden:

Ci-gît dans une paix profonde
Cette dame de volupté,
Qui, pour plus grande sûreté,
Fit son paradis dans ce monde.

Johanna von Lynnes, Gräfin von Berrue, starb am 18. Novbr. 1736 auf nicht eben christliche Weise. Ihr Unglaube, der kein bloßer Schein, keine Prahlerei war, beweist, daß die Frauen, wenn sie auch in ihren Gefühlen unbeständig sind, eine Idee bis an das Grab verfolgen können, sobald sie sich dieselbe einmal in den Kopf gesetzt haben.

Die Hexenjagd.

Von „Bog.“

Es sind viele Jahre vergangen seit der Zeit, da der alte John Podgers in Windsor lebte. Der brave Mann war da geboren und fand daselbst zuletzt ein anständiges Begräbniß. Es war zur Zeit Jacobs I. Die alte Stadt Windsor war damals nicht wie alle Städte und der alte John Podgers ein Original. Windsor und er paßten vortrefflich zusammen; sie verließen deshalb einander auch nicht, nicht einmal auf vierundzwanzig Stunden.

John war dick, unterseht, von holländischem Schnitte und besaß einen riesenhaften Appetit. Die Menschen

seiner Art sind gewöhnlich große Esser; John war überdies auch ein gewaltiger Schläfer. Er hatte seine Zeit in zwei Hälften getheilt, indem er schlief, sobald er gegessen hatte und aß, sobald er wachte. Man erzählte, sein Schlaf sei nie fester gewesen, als wenn er sich durch einen kleinen Spaziergang in den Straßen von Windsor zum Essen vorbereitet hatte und er verfehlte deshalb niemals, sich einige Bewegung zu machen, sobald der Tag schön war. Man sah ihn dann langsam einherschreiten, seine schwere Masse weiter wälzend und vorzugsweise der Seite der Straße folgen, welche die Sonne beschien; mehrmals blieb er begeistert vor den fetten Ochsen stehen, die man zum Markte brachte und glaubwürdige Personen wollen ihn dann haben rufen hören: „es lebe das Rindfleisch! es lebe das Rindfleisch!“

Sei dem nun wie ihm wolle, die angesehensten Leute in der Stadt, von den Stadträthen an, erkannten den verständigen Sinn und die Klugheit des John Podgers an. Er war zwar kein sehr lebhafter Mann, er hatte sogar ein träges und schlagflüssiges Aussehen; aber er war ein sehr solider Mann, der, wie man sagte, nicht alles zeigte, was er besaß und wußte. Diese Meinung wurde durch seine Gewohnheit bestärkt, die Achseln bedächtig zu zucken und zu gleicher Zeit eine zweideutige Meinung auszusprechen.

John Podgers, der die Ruhe genoß, welche der Wittwenstand giebt, einen guten Appetit und die Mittel hatte, denselben zu befriedigen, auch die Freuden des Schlafes ungestört genießen konnte, wenn ihn keine wichtige Beschäftigung wach erhielt, schien also der glücklichste Mensch zu sein. Aber man lasse sich von dem Scheine nicht täuschen! Wer hätte es geglaubt? Trotz seiner Gleichgiltigkeit störte eine fortwährende Ungleichheit und lästige Besorgniß seine Ruhe und nagte im Stillen an ihm.

Man weiß, daß damals viele alte Weiber, die sich dem Bösen ergeben hatten und gemeinlich unter dem Namen der Hexen bekannt waren, in dem Lande vielfaches Unheil anrichteten und den Körper wie den Geist der guten Christen peinigten. Bald hatte man die unangenehme Ueberraschung, sich von einer Nadel gestochen zu fühlen; bald fand man, daß man verkehrt, den Kopf unten die Füße oben, in der Luft marschirte, was die, welchen es geschah, wie jene, welche es sahen, wohl gleich sehr erschreckte. Natürlich konnten die Familien sich eines Entsetzens nicht erwehren, wenn der Haus-

herr in einer solchen Stellung herbeikam und an die Thüre klopfte. Doch waren dies noch immer die unschuldigsten Streiche, welche diesen bösen Weibern den Leuten spielten; sie ließen sich noch weit Kegeres zu Schulden kommen, so daß das Land endlich laut nach Rache rief. Der König, der kein Mitleiden für sie hatte, nahm sich die Mühe, mit höchst eigener Hand eine Verordnung zu entwerfen, in welcher er sie dem Zorne des Himmels überantwortete und verschiedene gleich sinnreiche Mittel angab, ihre Teufelsbränke zu Schanden zu machen. In Folge der Vorsorge dieses trefflichen Fürsten verging kein Tag, an dem nicht wenigstens eine Here gehangen, erfäuft oder verbrannt wurde in seinen Staaten. Dennoch verkündeten die Zeitungen jeden Morgen neue entsetzliche Nachrichten von allen Seiten her über Heren und deren unglückliche Opfer. Manchem Bürger standen, wenn er diese Erzählungen las, die Haare zu Berge, und er erwartete mit Grausen, selbst einmal behext zu werden.

Auch die kleine Stadt Windsor entging dem allgemeinen Uebel nicht. Die Bewohner feierten den Namenstag des Königs Jacob damit, daß sie eine Here lebendig verbrannten, und sie schickten dem Hofe einige Ueberreste derselben mit einer ehrerbietigen Zuschrift, die ihre Gefühle der Liebe und Treue aussprach. Der König, den dieses Geschenk in einige Verlegenheit setzte, übergab es dem Erzbischofe von Canterbury und beantwortete sodann die Adresse, welche ihm die Bürger von Windsor überreichten. Er theilte ihnen scharfsinnige Regeln mit, wie sie die Heren ermitteln könnten und empfahl ihnen, unter andern kräftigen Gegenmitteln, besonders die Hufeisen. Als bald konnte man die Bewohner der Stadt beschäftigt sehen, vor ihren Thüren Eisenstücke die Form von Hufeisen zu geben. Mehrere Aelteren glaubten, ihre Söhne nicht besser vor jedem bösen Einflusse sichern zu können, als wenn sie dieselben bei Hufschmidten in die Lehre gäben, so daß das Gewerbe derselben das einträglichste und geachtetste wurde.

In aller dieser Unruhe aß und schlief John Podgers, wie er es zu thun gewohnt war, aber man glaubte zu bemerken, daß er die Achseln öfterer und stärker zuckte. Er besaß alle Bücher und Schriften, die um diese Zeit über das Herenwesen geschrieben wurden. Die Sammlung war bereits ansehnlich geworden und sie vermehrte sich von Tage zu Tage. John erlangte die gründlichste Kenntniß in der Wissenschaft der Zauberei. Er träumte von nichts als von alten

Weibern, die in der Nacht auf alten Besenstielen einherritten. Endlich beschäftigten ihn diese phantastischen Bilder ganz und gar und da er nicht gar viele Gedanken im Kopfe hatte, so verdrängte dieser de wienigen andern und herrschte unbeschränkt in seinem Hirne. Dieser Mann, der sonst so gut schlief und dessen Schlaf von Träumen nicht beunruhiget wurde, fing an, von schrecklichen Visionen belästiget zu werden. Seine Verdauung litt dabei; sein Leben war ein fortwährendes Alpdrücken; er verlor die Ruhe und den Appetit zu gleicher Zeit. Der würdige John Podgers war sehr zu beklagen.

Von diesem Augenblicke fing er an, auf den Wegen den Heren Schlingen zu stellen, und er irrte Stunden lang in der Nähe umher, um zu sehen, welche Wirkung sie hätten. Die Vorrichtungen, deren er sich bediente, waren sehr einfach, so daß der unwissendste Mensch sich wundern konnte, warum er nicht auch darauf gekommen sei. Sie bestanden in Strohhalmen, die kreuzweise über einander gelegt waren, oder in einem Stücke eines Bibleinbandes, worauf eine Prise Salz gestreut war. John versicherte, diese Vorrichtungen hätten einen unfehlbaren Erfolg. Die jungen und hübschen Frauen hatten nichts davon zu fürchten, sobald aber eine alte stolperte, wenn sie über die sogenannten Herenschlingen schritt (was freilich eigentlich nichts Außerordentliches war, da man zu solchen Stellen meist steinigte oder steile wählte), hielt John Podgers die Schuldige fest und rief um Hilfe. Sie wurde dann sogleich fortgezogen und in das Wasser geworfen.

Diese eifrige Jagd auf so schädliche Geschöpfe, welche er ununterbrochen fortsetzte, und das summarische Verfahren, in dem er sie bei Seite schaffte, erwarben ihm in kurzer Zeit einen großen Ruf. Viele sahen voraus, daß es für ihn noch einmal schlimm ablaufen würde, da aber John immer mit einigen kleinen Kratzen davon kam, fing man an, ihn mit einem gewissen abergläubischen Respect zu betrachten.

Der einzige Mensch, der nicht an die Macht des John Podgers glaubte, war sein eigener Nefte, ein junger unbesonnener Mensch von zwanzig Jahren, der seinen Oheim laut beklagte, daß er so den alten Weibern nachlaufe, und selbst lieber jungen Mädchen nachging. Da er ein junger Gelehrter war, so las er die Bücher der satanischen Literatur, welche sein Oheim immer kaufte. Die Nachbarn versammelten sich Abends unter dem

Thorwege des Hauses und horchten auf die entsetzlichen Geschichten, die ihnen Bill Marks laut vorlas.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Kemble.) Im Jahre 1787 verheirathete sich Phillip Kemble mit der Wittve Brereton und die befreundete Familie Bannister wollte ihm das Hochzeitsmahl geben. Durch eine zufällige Aenderung der Vorstellungen aber mußte Kemble an jenem Abende in Drury Lane den Hamlet spielen. Er verließ deshalb seine Braut und die Gesellschaft in Bannisters Hause, um sich in das Theater zu begeben. Er spielte und spielte und als die fünf Acte durchgespielt waren, hatte er völlig vergessen, daß er früh getraut worden war. Er ging deshalb nach seiner Gewohnheit in seine Wohnung, setzte sich in seinen Armstuhl mit einem Buche neben die Lampe und las. Die Braut und die Gesellschaft warteten vergebens auf die Rückkunft des Künstlers. Bannister mußte die junge Frau zu ihrem Gatten führen, der ziemlich erstaunt war, zu so später Zeit noch Besuch zu erhalten.

(Londoner Buchhändleriners.) Murray, der große Londoner Buchhändler, pflegt Geschäftsbüchern zu geben und er hat dabei immer wenigstens zweimal so viel von seinem Verlage abgesetzt, als es außerdem der Fall gewesen sein würde. Er hat auf diese Weise oftmals viele Hunderte von Exemplaren eines großen theuren Werkes mehrere Monate verkauft, bevor dasselbe gedruckt war und als die Buchhändler nur den Titel, den Preis und das Format des Buches kannten. So hat Murray gar nicht selten in wenigen Stunden für mehr als 100,000 Thaler ungedruckte Literatur verkauft, einmal stieg dieser Verkauf gar nahe an 200,000 Thaler. Freilich bereuete am andern Tage Mancher zu viel gekauft zu haben, das war aber seine und nicht Murrays Sache.

(Ruhm und Gold für ein kleines Gedicht.) Der Ruhm des englischen Dichters Campbell beruht hauptsächlich auf seinen „Freuden der Hoffnung,“ das nur 920 Zeilen oder 9200 Sylben hat, wie Jemand berechnete. Dieses Gedicht brachte ihm einen großen Ruhm, viel Geld und einen Jahresgehalt von 2000 Thln. ein. Diesen Gehalt hat er 37 Jahre bezogen, so daß er bis jetzt 74,000 Thaler, von dem Buchhändler etwa 15,000 Thaler, — in Summa 89,000 für sein Gedicht bezog, das sonach wahrscheinlich das am theuersten bezahlte ist, das jemals geschrieben wurde.

(Die Kraft der Electricität.) Ein Sallat von Senf oder Wasserkresse kann durch Electricität in wenigen Minuten erhalten werden. Man braucht nur den Samen einen Tag vorher in verdünnte oxymuriatische Säure zu legen, sie dann in leichten

Boden zu säen, mit einem Metalldeckel zu bedecken und sie endlich mit der Electricitätsmaschine in Verbindung zu bringen. Durch dieselbe Kraft können Eier, die durch die thierische Wärme in neunzehn bis zwanzig Tagen ausgebrütet werden, in wenigen Stunden ausgebrütet werden. Regenwasser, das scheinbar frei ist von allen Thierchen, füllt sich durch Anwendung der Electricität nach einer Stunde mit Thierchen in Menge.

(Verbesserte Kutschenjaloussen.) Diese Jaloussen oder Fenster bestehen aus drei zusammenlegbaren Theilen, deren erster oben an dem Wagen befestigt ist, während die beiden andern sich aneinander anschließen. Die Hauptverbesserung besteht in der Anwendung von Federn zum Aufziehen und Tragen dieser Fenster oben an dem Wagen. Zu diesem Zwecke wird dort ein Kästchen mit den zusammengelegten Federn, gleich Uhrfedern angebracht. Von diesen Federn gehen drei seidene Schnuren über Rollen zu den Blättern der Wagenfenster herunter. Befinden sich diese in gerader Linie, so können die Federn nicht auf sie wirken, will man sie aber aufziehen, so zieht man an der Schnur, die ihnen eine eckige Stellung giebt, worauf die Federn sie sofort emporziehen.

(Eines Kriegers Ansicht vom Kriege.) Der Prinz Eugen, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit, äußerte sich über den Krieg mit den Worten: „Der Ruhmesdurst schleicht sich bisweilen in unsere Cabinette in der heuchlerischen Gestalt der Nationallehre. Er stützt sich auf eingebilddete Beleidigungen und veranlaßt eine starke und beleidigende Sprache; so reizen sich die Völker eine Zeit lang gegenseitig, bis endlich mehrere Hunderttausende erschlagen werden. Das Verlangen nach Krieg geht meist von denen aus, die denselben und seine Uebel nicht aus eigener Erfahrung kennen, wie von Ministern, Weibern und müßigen Kannegießern in großen Städten. Ich äußerte einmal, alle die großen Herren und Damen, die Krieg verlangen, sollten angehalten werden, jeder 4000 Dukaten zu den Kosten beizutragen oder selbst mit in das Feld zu ziehen. Nur Unkenntniß oder Leichtsinns treiben die Cabinette zum Kriege.“ (Scheinen diese Worte nicht in Bezug auf die gegenwärtige Lage geschrieben zu sein?)

(Justiz in Persien.) Eine Frau, erzählt einer der Franzosen, die der letzten Gesandtschaft in Persien beiwohnten, hatte im Verein mit ihrem Liebhaber ihren Mann ermordet. Beide wurden verhaftet; der Liebhaber der Frau gestand das Verbrechen, die Frau aber leugnete und vertheidigte sich so gut sie konnte. Sie wurde dennoch verurtheilt und zwar zu der Strafe, lebendig begraben zu werden. Der Liebhaber war reich und machte sich nach dem Gesetze dadurch frei, daß er die für Todtschlag bestimmte Summe Geld zahlte. Die unglückliche Frau wurde an die Stelle geführt, wo die Strafe an ihr vollzogen werden sollte und wo der Gouverneur hatte ein Zelt aufschlagen lassen, damit seine Frauen das häßliche Schauspiel sehen und sich

ein heiliges Beispiel daran nehmen möchten. Man grub das Grab im Beisein des Opfers; es sollte sechs Fuß tief sein, da dies aber wahrscheinlich zu viel Mühe machte, so grub man nur zwei Fuß tief. Während dieser traurigen Vorbereitungen erschienen die Mollahs und baten den Gouverneur um Begnadigung der unglücklichen Frau. Zahlte zweihundert Tomans (650 Thlr.)," antwortete der würdige Mann „und die Frau ist Guer.“ Da Niemand erschien, so ging er auf 100 und endlich auf 50 Tomans herunter, ohne aber einen Käufer finden zu können. Das Urtheil wurde demnach vollzogen. Der Henker band der Frau die Hände, nahm sie und legte sie in das Grab, warf die Erde auf sie und eine Viertelstunde später rauchte er ruhig, auf der frischen Erde sitzend, welche das einsame Grab seines Opfers bedeckte, eine Pfeife.

(Der Herzog von Penthièvre.) Eines Tages, als der König Ludwig XV. mit Mad. Dubarry und seinem ganzen Hofe nach dem Schlosse St. Hubert sich begeben hatte, blieben die Küchenwagen aus, weil sie aus Versehen, wie sich ergab, nach einem andern königlichen Schlosse geschickt worden waren. Die ganze Gesellschaft wurde von Hunger geplagt; endlich sagte der König: „wenn wir nun unsern Better, den Herzog von Penthièvre besuchen?“ Alle stimmten diesem Vorschlage bei. Um elf Uhr brach man demnach von dem Schlosse Hubert auf, um sich nach Rambouillet zu begeben. Der König gebot das tiefste Schweigen. Der Weg war bald zurückgelegt und die Gesellschaft erschien in den Zimmern des Herzogs, der herbeilief und sich entschuldigte, daß er in einem etwas seltsamen Zustande erscheine. Er trug nämlich eine Küchenschürze und hatte einen großen Kochlöffel in der Hand. Dieses Costum reizte den Appetit der Hungerigen noch mehr und sie scherzten laut darüber. Der Herzog lachte selbst mit, sagte aber endlich zu dem Könige: „ich bin nicht so großer Gutmäcker, daß ich selbst mit Hand in der Küche antrete. Wenn Sie mich begleiten wollen, werden Sie sehen, was mich eben beschäftigt.“

Der König und alle Höflinge folgten dem Herzoge und was sahen sie? Sie sahen zwei ungeheuere eiserne Kessel kochen. Der Herzog befreite sie endlich aus der Verlegenheit, indem er sagte: „das ist die Suppe meiner Armen,“ indem er auf den einen Kessel wies, „dies das Schöpfenragout, das sie morgen zu Mittag erhalten sollen,“ indem er auf den andern Kessel deutete. „Ich lasse einmal im Monat für sie kochen.“

„Wir laden uns zu dem Gericht Ihrer Armen zu Gast. Geben Sie jedem von uns etwas von ihrer Suppe und ihrem Ragout. Zu Tische, Ihr Herren!“ sprach der König.

Etwa dreißig Suppenteller wurden auf eine Tafel in der Küche gestellt und die Gäste verzehrten die Suppe mit dem besten Appetite. Sie fanden sie vortrefflich und sprachen dann auch dem Ragout weiblich zu. Kurz sie aßen wie Arme.

Mad. Dubarry war in St. Hubert zurückgeblieben, weil

man ihr versprochen, ihr etwas kalte Küche mitzubringen. Was sie diesen Abend aß, weiß ich nicht.

Generalcorrespondenz.

Eine besondere Classe von Jägern, die Drosseljäger, findet man in Marseille; sie jagen weder zu Roß, noch zu Fuß, sondern sitzend. Früh mit der Morgenröthe steht der Jäger auf und geht in Morgenbeinkleidern und Pantoffeln, bisweilen wohl selbst im Schlafrocke und in der Nachtmütze aus. Sein Apparat besteht in der Flinte, einem Journale und Büchern, in denen er liest, während er auf seine Beute wartet. Damit versehen, schreitet er durch seinen Garten und begiebt sich in eine kleine Hütte von Zweigen; da setzt er sich bequem in einen Lehnstuhl; seine vor ihm liegende Flinte ist auf den Gipfel eines kahlen Baumes gerichtet, der majestätisch vor der Hütte steht, welche der Jäger seinen Anstand nennt. Am Fuße des Baumes befinden sich mehrere Käfige mit gefangenen Vögeln, welche durch ihren Gesang die freien herbeilocken, die in der Umgegend umherschweifen. Um die Krieglust zu vervollständigen, hat der Jäger eine Pfeife, mit welcher er das Geschrei der Drosseln nachahmt. Von Zeit zu Zeit setzt sich ein solcher Vogel auf den Baum, der Jäger schießt, trifft oder trifft nicht und setzt sich ruhig wieder hin und liest weiter, bis sich eine neue Gelegenheit bietet. Nach vier oder fünf Stunden, nachdem er Zeitungen u. gelesen, kehrt der Jäger in seine Wohnung zurück, und nimmt seine Beute, etwa drei oder vier Stück mit, die er zu Mittag verzehrt. Das ist die Jagd in der Provence. —

Der König der Niederlande soll sich mit einem Privatvermögen von 168 Mill. Francs zurückgezogen haben. Da er 25 Jahre regierte, so ersparte er jährlich fast 7 Millionen. Wie viel die Königin Christine von Spanien erspart hat, ist nicht bekannt geworden, doch soll auch ihr Vermögen sehr bedeutend sein. —

In Texas werden, wie ein neuerer Reisender erzählt, die Indianer ganz wie wilde Thiere von den Pflanzern angesehen, die auf die Unglücklichen schießen, wie auf Wölfe u. Auch halten sie besondere Hunde, um die Indianer fern von ihren Wohnungen zu halten. —

Der klügste Einfall, wohlfeiltes Feuerungsmaterial auf bequeme Weise zu erhalten, hat neulich ein Engländer gehabt, der — in ganzem Ernste — vorschlägt, man solle einige Kohlenruben in Brand stecken, von dort nach London Röhren legen, um das Gas dahin zu bringen und dieses, wie das Leuchtgas, in jede Küche zu vertheilen, so daß es hier zum Kochen und Braten gebraucht werden könnte, ohne daß man irgend eine andere Mühe

mit dem Feuerungsmateriale habe, als die Gasröhre aufzubringen. —

Nach den englischen Journalen ist in diesen Tagen eine große Symphonie, die der Prinz Albert componirt hat, im Theater Haymarket mit großem Beifall aufgeführt worden. —

Der jetzige Minister Guizot hat alle seine Habseligkeiten auf dem Dampfschiffe Phönix verloren, das durch Zusammenstoß mit einem andern unterging. Er soll gesagt haben: es ist mir nichts übrig geblieben, als ein Taschentuch, um das Uebrige zu beweinen. —

Die Frau eines Arztes in Windsor soll als Amme des erwarteten künftigen Thronerben von England erwählt worden sein. Dieses Amt trägt ihr, außer vielen Geschenken, die Summe von 7000 Thln. ein. —

Englische Journale berichten ein Verbrechen einer neuen Art, das zu gehässig ist, als daß es glaubbar sein sollte. In Stockholm nämlich sind zwei todte Kinder gerichtsarztlich untersucht worden, deren Aetern in dem Verdachte stehen, dieselben vergiftet zu haben, um sie an Aerzte zur Section zu verkaufen. —

Auf einem Londoner Theater wird bereits ein Stück aufgeführt, „Madame Lafarge“, das die bekannte Vergiftungsgeschichte behandelt. — Ein berühmter Berliner Criminalist soll von den Verwandten der Mad. Lafarge aufgefordert worden sein, eine Vertheidigung derselben zu schreiben und man glaubt, daß diese bald erscheinen und darthun werde, die Angeklagte hätte freigesprochen werden müssen. —

In Paris soll eine große neue Kirche ganz in gothischem Style erbaut werden und zwar für 3 Millionen Francs in drei Jahren. Da nun aber weder die Zeit noch das Geld ausreichen würde, alle die gothischen Schnörkel u. von Stein zu fertigen, so hat man den Entschluß gefaßt, nur das Gerippe der Kirche von Stein aufzuführen, alle Schnörkel und Verzierungen aber von Gussseisen machen zu lassen. —

Man hat jetzt ein Programm über die Feiertlichkeiten erhalten, welche bei der Beisetzung der Asche Napoleons in Paris statt finden sollen. Der Hauptaltar in der Invalidenkirche, welcher die Kuppel von dem Schiffe der Kirche trennt, wird weggenommen. Ein ungeheurer Catafalck erhebt sich inmitten der Kuppel, die zu einer chambre ardente eingerichtet wird. Die cour royale wird in ein großes Zelt verwandelt, das alle dem Gottesdienste Assistirende aufnehmen kann. Man baut bereits die Piedestale für 100 Statuen großer Männer, die am Wege des Zuges stehen sollen. Auch der Leichenwagen wird bereits gebaut. Er wird von 24 reichgeschirrten, ganz weißen Pferden gezogen werden, die man besonders dazu angekauft hat. Auf den

verschiedenen Plätzen und Straßen, welche der Zug berührt, sollen 100,000 Mann Soldaten aufgestellt werden. Der Wagen ist 30 Fuß hoch, mit Basreliefs verziert und mit blauem Sammet mit gestickten Bienen, Adlern und Wappen drapirt. Vierzehn Caryatiden tragen eine Art Sims von Lanzen und Wurfspeeren, auf dem sich der Sarcophag mit dem Kaisermantel, dem Scepter und der Krone befindet. Hinter dem Wagen werden die Fahnen aller besiegten Nationen angebracht. Ueber das Ganze wird ein ungeheures Krepptuch geworfen, das bis an den Boden herunter reicht. Der Triumphbogen de l'Etoile wird mit Guirlanden geschmückt und hinter ihm erwarten in offenen Zelten die Geistlichkeit und die städtischen Behörden den Zug, um sich demselben hier anzuschließen. Ihnen folgen alle alten Soldaten in ihrer sonstigen Uniform; die Marschälle des Kaiserreichs, die den kaiserlichen Degen und die fünf in Gold gedruckten Befehlshüter geleiten; die Pelotons der kaiserlichen Garde; die Fahnen aller französischen Regimenter, die Civil- und Militärschulen, die gelehrten Gesellschaften, die Banner der 86 Departements Frankreichs u. u. Von der Brücke von Neuilly an bis zu den Invaliden wird der Weg durch Gandelaber erleuchtet, die Kästchen mit bunten Flammen tragen. In der ganzen Länge der elysäischen Wälder werden ungeheuerere Trophäen aufgestellt und vor dem Hôtel der Invaliden die colossale Statue Frankreichs von Pradier. Eine Brücke von sieben Bogen wird ausschließlich wegen dieser Feier über die Seine gebauet und an den Enden derselben errichtet man vier Säulen mit vier Ruhmgestalten. Auf der Esplanade der Invaliden sollen die zweiunddreißig Statuen der berühmtesten Könige stehen. Die ganze Invalidenkirche wird schwarz ausgeschlagen. —

Vor kurzem kam eine sehr elegant gekleidete Dame vor die Zuchtpolizeibehörde in Paris, weil sie in der Ausübung eines ganz eigenen Gewerbes ergriffen worden war. Sie wanderte nämlich Abends spät in den Straßen herum, jammerte und stellte sich, als habe sie sich verirrt und finde kein Unterkommen, bis sie von einem Mitleidigen in seine Wohnung aufgenommen wurde, aus der sie sich dann früh mit den werthvollsten Gegenständen entfernte. —

In Persien pflegt man den Verbrechern, die eine besondere Geschicklichkeit besitzen, der Justiz zu entfliehen, sobald man sie ergreift, einige Sehnen am Fuße zu durchschneiden, um ferneres Davonlaufen zu hindern. —

D r u c k f e h l e r.

Das in voriger Nr. angezeigte neueste Werk von H. Laube heißt nicht „Französische Luftschlösser“, sondern „Französische Lustschlösser.“